

dtv

Hans Graf von Lehndorff leitete Anfang 1945 ein Lazarett in Königsberg. Er erlebt die Einnahme der Stadt durch die Russen. Am 9. April 1945 schreibt er in sein Tagebuch: »Was ist das eigentlich, so fragte ich mich, was wir hier erleben? Hat das noch etwas mit natürlicher Wildheit zu tun oder mit Rache? Mit Rache vielleicht, aber in einem anderen Sinn. Rächt sich hier nicht in einer und derselben Person das Geschöpf am Menschen, das Fleisch an dem Geist, den man ihm aufgezwungen hat? Woher kommen diese Typen, Menschen wie wir, im Banne von Trieben, die zu ihrer äußeren Erscheinung in einem grauenvollen Mißverhältnis stehen? Welch ein Bemühen, das Chaos zur Schau zu tragen! ... Das hat nichts mit Rußland zu tun, nichts mit einem bestimmten Volk oder einer Rasse – das ist der Mensch ohne Gott, die Fratze des Menschen«. Allein sein starker Glaube läßt Lehndorff an diesem Chaos nicht irre werden. Er weiß, daß nur eine starke helfende Hand die Not lindern kann, und er findet Gleichgesinnte, die mit ihm zusammen Beispielhaftes leisten. Durch ihre feste Haltung geben sie vielen Menschen die Kraft zu überleben. Erst 1947 verläßt Lehndorff – zögernd – seine Heimat.

Hans Graf von Lehndorff, geboren 1910, ist der dritte Sohn des ehemaligen Landstallmeisters und Majors Siegfried Lehndorff und der Tochter des Kammerherrn Elard von Oldenburg-Januschau. Seine Mutter wurde von den Nationalsozialisten 1944 wegen ihrer standhaften Haltung zu einem befreundeten Pastor in Haft gesetzt und kam 1945 zusammen mit ihrem ältesten Sohn auf der Flucht nach dem Westen um. Zwei weitere Brüder Lehndorffs fielen im Kriege. Sein Vetter, Heinrich Graf Lehndorff auf Steinort, wurde als Widerstandskämpfer nach dem 20. Juli gehenkt. Hans von Lehndorff lebte bis zu seinem Tode 1987 in Bad Godesberg.

Hans Graf von Lehndorff
Ostpreußisches Tagebuch

Aufzeichnungen eines Arztes
aus den Jahren 1945–1947

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Hans Graf von Lehndorff ebenfalls bei dtv:
Menschen, Pferde, weites Land (dtv 30074)

Ungekürzte Ausgabe

April 1967

29. Auflage Juli 2005

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

www.dtv.de

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

© 1961 Biederstein Verlag, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: mit freundlicher Genehmigung von

GRÄFE UND UNZER VERLAG GMBH

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 3-423-30094-9

Inhalt

Kapitel 1: Insterburg	9
Sommer 1944 bis 20. Januar 1945	
Kapitel 2: Festung Königsberg	16
21. Januar bis 8. April 1945	
Kapitel 3: Königsberg unter den Russen	64
9. bis 24. April 1945	
Kapitel 4: Lager Rothenstein	104
Ende April bis Mitte Juni 1945	
Kapitel 5: Deutsches Zentralkrankenhaus	138
Mitte Juni bis Mitte Oktober 1945	
Kapitel 6: Grasnitz	168
19. Oktober 1945 bis 20. Januar 1946	
Kapitel 7: Januschau	213
21. Januar bis 2. August 1946	
Kapitel 8: Rosenberg	258
6. August 1946 bis Mai 1947	
Karte	288

Diese Aufzeichnungen sind erstmals als 3. Beiheft zur »Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa«, herausgegeben vom Bundesministerium für Vertriebene, Bonn, erschienen.

»Wir sahen seine Herrlichkeit.«

Dieser Bericht ist 1947 niedergeschrieben worden, teils nach herübergeretteten Tagebuchaufzeichnungen, teils aus der noch überwachen Erinnerung. Der Verfasser hat ihn bisher zurückgehalten, weil er selber noch keinen genügenden Abstand dazu gewinnen konnte. Inzwischen aber ist aus dem Geschehen der damaligen Zeit Geschichte geworden und das Persönliche aus den Grenzen der Person herausgetreten. Deshalb soll es jetzt gewagt werden, Erlebtes aus der Hand zu geben, auch auf die Gefahr hin, altes Leid von neuem in Bewegung zu bringen.

Mögen diese Blätter mithelfen, ein Stück Vergangenheit zu begreifen und dem Leben dienstbar zu machen, das täglich seine Forderungen an uns stellt.

H. L.

Noch einmal, ehe die Kriegswalze darüber hinging, entfaltete sich meine ostpreußische Heimat in ihrer ganzen rätselvollen Pracht. Wer die letzten Monate mit offenen Sinnen erlebte, dem schien es, als sei noch nie vorher das Licht so stark, der Himmel so hoch, die Ferne so mächtig gewesen. Und all das Ungreifbare, das aus der Landschaft heraus die Seele zum Schwingen bringt, nahm in einer Weise Gestalt an, wie es nur in der Abschiedsstunde Ereignis zu werden vermag.

Die Vorboten der Katastrophe machten sich bereits in den letzten Junitagen 1944 bemerkbar – leichte, kaum ins Bewußtsein dringende Stöße, die das sonnendurchglühte Land wie von fernem Erdbeben erzittern ließen. Und dann waren die Straßen auf einmal überfüllt mit Flüchtlingen aus Litauen, und herrenloses Vieh streifte quer durch die erntereifen Felder, dem gleichen unwiderstehlichen Drang nach Westen folgend.

Noch war es schwer zu begreifen, was da geschah, und niemand durfte es wagen, seinen geheimen Befürchtungen offen Ausdruck zu geben. Aber als der Sommer ging und die Störche zum Abflug rüsteten, ließ sich das bessere Wissen von dem, was bevorstand, nicht länger verborgen halten. Überall in den Dörfern sah man Menschen stehen und zum Himmel starren, wo die großen vertrauten Vögel ihre Kreise zogen, so als sollte es diesmal der letzte Abschied sein. Und jeder mochte bei ihrem Anblick etwa das gleiche empfinden: »Ja, ihr fliegt nun fort! Und wir? Was soll aus uns und unserem Land werden?«

Nicht lange danach kamen riesige Viehherden an den Flußläufen entlang und sammelten sich in dem flachen Tal, das vom Pregel in vielen Windungen durchflossen wird. Sie waren aus dem östlichsten Teil der Provinz abgetrieben worden und standen nun, einen überwältigenden Anblick bietend, zu Tausenden in den weiten Wiesen. Dort gab es zunächst noch Futter genug. Wer aber näher heranging und die Tiere im einzelnen beobachtete, dem krampfte sich jetzt schon das Herz zusammen. Ohne Beziehung zueinander, den Menschen als Feind ansehend, so stolperten sie durch das Land, traten die Zäune nieder, brachen hemmungslos in Koppeln und Gärten ein und fraßen

Büsche und Bäume kahl. Sie schienen aus einem Lande zu kommen, in dem es keine Ordnung gab. Dabei konnte man es vielen noch ansehen, daß sie aus hervorragenden Zuchten stammten. Aber das Schützende, das sie zur Herde machte, war schon von ihnen gewichen.

In den Nächten sah man zu dieser Zeit die östlichen Grenzstädte wie auf der Landkarte vor sich aufgereiht. Memel, Tilsit, Schirwindt, Eydtkuhnen – das waren die hellsten, wieder und wieder unter Bombeneinschlägen aufzuckenden Punkte im Verlauf einer im Bogen von Norden nach Süden ziehenden Feuerlinie. Und eines Tages wurde bekannt, daß die Landesgrenze preisgegeben worden sei. Zwanzig, dreißig Kilometer war der Feind schon darüber hinaus, dann kam die Front noch einmal zum Stehen. Wie es dahinter aussah, wußte niemand zu sagen. Man konnte nur hoffen, daß keiner zurückgeblieben sei, denn was aus einigen vorgeschobenen Orten berichtet wurde, die der Feind nach kurzer Besetzung wieder aufgegeben hatte, ließ das Blut erstarren.

Ein paar Tage noch unermeßliches Flüchtlingselend auf allen Straßen – dann trat auf einmal Ruhe ein, eine fast unbegreifliche Ruhe. Das Dröhnen der Front verstummte, die Feuer erloschen, sogar die nächtlichen Störflugzeuge blieben aus. Wie verzaubert lag das verlassene Land mit seinen Höfen und Dörfern im Glanze eines unvergleichlichen Herbstes da, Erlebnisse von unergründlicher Tiefe den wenigen bietend, die aus weiter westlich gelegenen Kreisen wiederkehrten, um noch etwas aus ihrem Hause zu holen oder um zurückgelassenes Vieh zu versorgen.

Unheimlich still blieb es auch dann noch, als die Novemberstürme das Land schon kahlgefegt hatten und der Frost das letzte Gras auf den Wiesen erstarren ließ. Meilenweit über die Felder verteilt, an den Straßen und Bahnstrecken sah man jetzt, einzeln oder in kleinen Gruppen, all die verwilderten Kühe stehen, kaum einer Bewegung mehr fähig, mit vertrocknetem Euter und hochgezogenem Rücken, drohend und anklagend. Und als der erste Schnee fiel, sanken sie, eine nach der anderen, lautlos in sich zusammen.

Weihnachten kam und konnte von allen, die noch in ihren eigenen Häusern saßen, fast wie im Frieden gefeiert werden. Sogar Jagden wurden veranstaltet, und Menschen trafen sich, um noch einmal in altgewohnter Weise das Jahr miteinander zu beschließen.

Vierzehn Tage später war alles vorbei. Drei Monate hatte der Russe sich Zeit gelassen, den letzten Sturm vorzubereiten – nun brach er mit voller Gewalt herein.

13. Januar

Morgens gegen sieben Uhr weckt mich ein gleichförmiges Rollen und Dröhnen. Die Fensterscheiben vibrieren. Es hört sich an, als stünden viele schwere Wagen mit unentwegt laufenden Motoren um das Haus herum. Im Dämmerlicht ist noch nichts zu erkennen. Ich stehe am Fenster und sammle meine Gedanken. Dies kann nur das Ende bedeuten.

Gegen Mittag wird das Rollen so stark wie Lawinenfall. Luftstöße kommen, vor denen man den Atem anhält. Die Menschen sehen einander bedeutungsvoll an und versuchen, sich mit der Vorstellung zu trösten, das könne nur die Wirkung unserer neuen Wunderwaffe sein.

Später wird es ganz plötzlich still. In der Abenddämmerung kommen Flugzeuge. Drei, vier Jäger stoßen aus den grauen Winterwolken herab, nehmen den Bahnhof, den Flugplatz unter Feuer. Weitere folgen. Es entwickeln sich Luftkämpfe – nach wenigen Minuten ist der Spuk vorbei.

17. Januar

Die Russen sind an vielen Stellen durchgebrochen und rücken vor. Gumbinnen brennt. Nachts ist der ganze Osten ein Flammenmeer. Einzelne Flugzeuge kommen bis zu uns und werfen Leuchtschirme. Wir haben alle Patienten, die sich noch im Hause befinden, in die unterste Etage gebracht.

18. Januar

Man kann noch telefonieren. Ich sprach mit meiner Mutter und mit meinem ältesten Bruder, der vom südlichen Teil der Ostfront gerade auf Urlaub nach Hause gekommen ist. Sie sind dabei, einen Treck vorzubereiten. Das muß heimlich geschehen, weil noch keine offizielle Genehmigung dazu vorliegt. Mein Vater spielt mit dem Gedanken, noch eine Wildjagd zu geben. Im Walde ist so viel Rotwild wie noch nie. Nur weiß er nicht, wo er die Schützen herbekommen soll.

19. Januar

Unser Krankenhaus wird geräumt. Alle Patienten und die meisten Schwestern fahren nach Pommern ab, wo sie in einem

Privathaus auf dem Lande unterkommen sollen. Wir bleiben ohne Arbeit. Ich packe ein paar Gegenstände, die mir wert sind, in eine der vielen tausend Kisten, die seit Monaten laufend fabriziert werden, um das ganze Inventar der Stadt nach Westen zu befördern. Mit dem Rodelschlitten bringe ich sie zum Güterbahnhof. Dort verschwindet sie unter Hunderten ihresgleichen.

Auf dem Rückweg fällt mir eine Dame auf, die, von Paketen umgeben, am Straßenrand steht. Als ich zögernd vorübergehe, spricht sie mich an: »Ach, würden Sie mir bitte eine Speditionsfirma nennen! Ich möchte meine antike Wohnungseinrichtung von hier aus weiterbefördern. Wir haben sie eben mit vieler Mühe aus Gumbinnen herausgeholt, aber die Soldaten, die mir dabei geholfen haben, konnten mich nicht weiter mitnehmen. Es sind alles wertvolle Stücke, die ich wegen der Bomben vor zwei Jahren aus Wuppertal zu Bekannten nach Gumbinnen gebracht habe. Dies hier sind nur die kleinen Sachen, die großen stehen dort drüben in einem Hof.« Wir gehen über die Straße, um sie in Augenschein zu nehmen. Es handelt sich um acht riesige Stücke, darunter ein eichenes Büfett von mindestens zehn Zentnern Gewicht. Ich staune, wie sie das alles aus der brennenden und auf drei Seiten vom Feind umgebenen Stadt herausgeschafft hat. Und dann stellen wir uns wieder an die Straße, um den Versuch zu machen, eines der in wildem Tempo vorbeirasenden Militärfahrzeuge anzuhalten, denn eine aktionsfähige Speditionsfirma dürfte kaum mehr aufzutreiben sein. Inzwischen nehme ich einen schüchternen Anlauf, die Dame zur Abreise ohne ihre Möbel zu bewegen. Aber davon will sie nichts wissen. Ihr Mann ist gefallen, Kinder hat sie nicht, ihr Haus ist zerstört – dies ist das einzige, was ihr noch gehört und woran sie hängt.

Während wir noch sprechen, erscheinen schwere Flugzeuge in niedriger Höhe über der Stadt. Ich traue meinen Augen nicht, als ich sämtliche Soldaten von der Straße gedankenschnell in den umliegenden Häusern untertauchen sehe. Nur die Zivilisten bleiben übrig. Aber dann fängt es da oben schon an zu blitzen und zu knattern. Ach, ach so! Das sind ja die Russen! Und so nah! So nah haben wir sie bei Tage noch nicht zu sehen bekommen. Sie machen einen Bogen und nehmen den Bahnhof unter Feuer. Da endlich setzt unsere Flak ein. Wie Schiffe auf hoher See heben und senken sich die schweren, von Jagdflugzeugen begleiteten Maschinen und drehen nach Osten ab. Als ob er sich

verbrannt hätte, zieht der Riese seine Fühler noch einmal zurück. Aber das Tor hat er schon aufgestoßen. Auf dem Rückweg zum Krankenhaus spüre ich den eisigen Lufthauch.

Am Nachmittag bleibt alles still. Nur hoch am Himmel ziehen unsichtbare Flieger ihre kühnen Kondensstreifen. Ich gehe noch einmal über den Turnierplatz und an der Angerapp entlang, durch Sonne und tiefen Schnee. Die Seidenschwänze sind da und picken rote Beeren von den Sträuchern. Kein Mensch mehr auf dieser Seite. Sie haben alle schon Abschied genommen.

Und abends bei Dunkelheit bin ich noch einmal in unserer Kirche. Seit dem Bombenangriff im letzten Sommer sind wir hier täglich zur Abendandacht zusammengekommen. Die Türen sind herausgeschlagen, durch den Haupteingang läuft eine Schneewehe zwischen den Bänken hin. Ich setze mich unter die Kanzel und singe zum Abschied das Lied: »Mein schönste Zier und Kleinod bist auf Erden du, Herr Jesus Christ. Dich will ich lassen walten.«

20. Januar

Auf meinem Erkundungsgang zum Bahnhof finde ich die Möbel der Dame aus dem Westen noch vollzählig vor. Sie selbst ist damit beschäftigt, aus den kleineren Gegenständen ein paar handliche Pakete zu machen, die sie mit Bahnexpress abschicken will. Ich begleite sie zum Bahnhof. Dort wimmelt es von Menschen, die noch Kisten und Koffer wegschicken wollen. Als wir in einer langen Schlange vor dem Schalter stehen, gibt es plötzlich einen Knall, und Fensterscheiben fliegen uns um die Ohren. Alles rennt zum Ausgang, blickt nach oben, zieht schnell den Kopf ein und beschleunigt das Tempo. Ich packe meine Begleiterin bei der Hand und renne mit ihr los. Über uns stehen zehn oder zwölf Schlachtfieger wie Drachen in der Luft. Wir überqueren den Vorplatz und springen in den mit Menschen bereits überfüllten Schutzgraben. Im gleichen Augenblick kommt mit gewaltigem Rauschen die Bombenlast herunter. Ein kurzes, ohrenzerreißendes Splittern und Krachen – dann quillt der Menschenstrom wieder aus der Erde hervor und verteilt sich in Windeseile nach allen Seiten. Neben uns liegen dampfend zwei tote Pferde auf dem Straßenpflaster. Dahinter das Hotel ist zersiebt wie eine Papierkulisse. Überall knattert das Feuer. Durch meinen Sinn zucken Blitze aus glückseligen Kindertagen, die mich oft an dieser Stelle vorbeigeführt haben, wenn wir von Trakehnen

aus zum Turnier nach Insterburg fahren. – Nun geht das Gericht über die Welt.

Der Bahnhof ist vorerst nicht getroffen worden. Dort stehen Lazarettzüge mit vielen Verwundeten. Unsere Flak hat diesmal geschwiegen. Auch der Flugplatz soll schon geräumt sein.

Die Danziger Straße entlanggehend, sehe ich neue Schlachtfieger kommen, springe in den Keller eines leeren Hauses und warte, bis sie ihre Bomben abgeladen haben, diesmal offenbar mehr im Zentrum der Stadt. Und dann sehe ich sie auf einmal in großer Zahl nordöstlich unserer Stadt hin und her pendeln. Dort wird also die Front sein. Schon nähert sich wieder ein neuer Verband dem Stadtgebiet. Da tauchen drei Jäger auf und stürzen sich, von Westen anfliegend, in gerader Richtung auf den Feind. Wie ein Flug Wildgänse, der von Falken angegriffen wird, taumeln die ungefügen Maschinen durcheinander, und dann spielen sich dicht über den Häusern Einzelkämpfe ab. Mit wenigen Metern Abstand rasen zwei Jäger hintereinander über unsere Köpfe hinweg, der hintere jagt einen kontinuierlichen Feuerstoß in den vorderen hinein. Dieser skelettiert sich vor unseren Augen. Dicht vor den Speichern sieht man den Piloten herausspringen und schwer zu Boden schlagen, ehe der Fallschirm sich öffnet. Seine Maschine fliegt brennend weiter, während der Verfolger steil nach oben abdreht.

Als ich mich umsehe, steht Doktora neben mir, unsere junge Assistenzärztin. Sie ist eben aus Königsberg gekommen, wo wir sie hingeschickt hatten, um sich bei ihren Eltern von einer schweren Diphtherie zu erholen. Dort hat sie es aber nicht lange ausgehalten, sondern ist, von Unruhe geplagt, die Nacht durch auf Umwegen mit Militärautos bis in die Nähe unserer Stadt gelangt. Hier geriet sie in den ihr entgegenkommenden Flüchtlingsstrom hinein und wäre fast wieder umgekehrt, weil man ihr versicherte, die Russen wären schon in der Stadt. Nun freuen wir uns miteinander, daß sie durchgekommen ist, obgleich sie bei uns eigentlich nichts mehr zu suchen hat.

Gegen drei Uhr nachmittags ertönen Hornsignale – der Ersatz für die nicht mehr funktionierenden Sirenen – zum Zeichen für die restlichen Einwohner, die Stadt endgültig zu verlassen. Wir begleiten die übriggebliebenen Schwestern zum Bahnhof, wo der letzte Zug unter Dampf steht, und winken ihnen erleichtert nach, als sie bei hereinbrechender Dunkelheit aus dem gefährdeten Bahnhofsgelände heraus langsam nach Westen abrollen. Mit uns auf dem Bahnsteig zurückgeblieben ist die Dame

aus dem Westen, die uns vorher schon im Krankenhaus aufgesucht und geholfen hat, die mit den Koffern der Schwestern beladenen Krankentragen zum Bahnhof zu schieben. Sie hat sich inzwischen innerlich und äußerlich von ihren Möbeln freigemacht und verspricht lachend, mit der nächsten Autogelegenheit das Weite zu suchen.

Zum Krankenhaus zurückgekehrt, essen wir uns in der Küche noch einmal richtig satt. Die Schränke stehen offen, und es ist noch von allem etwas da. Nachdem wir seit vielen Monaten in Gedanken täglich Abschied genommen haben, gelingt es uns jetzt nicht, traurig zu sein. Die letzten Stunden eines Zeitalters wollen mit klaren und frohen Sinnen erlebt werden. Nun fordert Gott das anvertraute Gut zurück und fragt, was wir daraus gemacht haben.

Spät abends kommt der Chef unseres Krankenhauses mit seinem Wagen, uns abzuholen. Ihm folgt ein Lastwagen vom Roten Kreuz, den wir mit den wertvollsten Gegenständen aus unserem Operationssaal beladen. Währenddessen kommen wieder einzelne Flugzeuge, um Leuchtschirme und Brandbomben abzuwerfen. Auf der Straße stehen Volkssturmänner mit Schrotflinten und sehen uns zu. Als letztes werfe ich mein Fahrrad auf den Wagen, dann fahren wir langsam unter Vermeidung der Mauertrümmer und herunterhängenden Drähte aus der von Bränden erhellten Stadt hinaus. Gegen Mitternacht sind wir in Gerdauen. Wir wollten dem Flüchtlingsstrom und entgegenkommenden Militärfahrzeugen ausweichen, hatten aber doch nicht erwartet, die Straßen auf diesem Umweg derartig leer zu finden. Nicht ein Fahrzeug, nirgends auch nur das geringste Zeichen dafür, daß noch die Absicht besteht, Ostpreußen auf dieser Seite zu verteidigen. Man fährt schon wie durch Niemandsland.

Morgens gegen vier Uhr fahren wir bei grimmiger Kälte in Königsberg ein. Gespensterhaft gleiten die verschneiten Trümmer von Sackheim an unseren Augen vorüber. Dann trennen sich unsere Wege. Bei Doktoras Eltern in Juditten, einem Vorort von Königsberg, finde ich zunächst ein Unterkommen.

Sonntag, den 21. Januar

Ein strahlender Wintertag! Die Gärten dick verschneit, auf den Zaunpfählen hohe Schneehauben, alle Kinder mit Rodelschlitzen unterwegs. Ich begeben mich zur Zentralstelle des Roten Kreuzes in der Kastanienallee und treffe dort mit meinem Chef zusammen. An Hand einer großen Landkarte hält man uns einen Vortrag über die militärische Lage. Danach zu urteilen, besteht kein Anlaß zu irgendwelchen Befürchtungen. Der Führer hat befohlen, Ostpreußen zu halten; und für den Fall, daß die Russen an der Weichsel vorstoßen und die Provinz abschneiden sollten – ein Gedanke, auf den ich noch gar nicht verfallen bin –, bleibt immer noch der Seeweg offen. Wir hören andächtig zu und verzichten darauf zu fragen, wie man sich diesen Weg für mehrere Millionen Menschen mitten im Winter vorzustellen habe.

Die Ärztekammer, bei der ich mir Arbeit suche, schickt mich zum Hauptbahnhof, wo ein Transport mit verletzten Zivilisten angekommen ist. In der Gegend von Tapiau ist ein Zug von Bomben getroffen worden oder auf eine Mine gefahren. Es ging so schnell, daß niemand sagen kann, was es eigentlich war. Ein Arzt und mehrere Helferinnen sind bereits dabei, die Verwundeten zu verbinden und ihre Weiterbeförderung in die verschiedenen Krankenhäuser zu veranlassen. Eine der Helferinnen, mit der ich ins Gespräch komme, flüstert mir zu, russische Panzer wären von Süden bereits bis Elbing vorgestoßen, und die Züge nach Westen kämen nicht mehr durch. Ich halte den Atem an – das bedeutet das Ende für alle jene Orte, die mir im Sinn liegen. Die Eltern, der Bruder, Schwester und Schwager – zu ihnen findet die Sorge schon nicht mehr hin. »Da fliegen schon die Bonzen mit ihrem Gepäck«, äußert die Helferin, als ein paar Transportflugzeuge über uns hinwegbrausen. Gott sei Dank! Die sind wir nun los! Endlich kann man wieder frei atmen.

Doktor erscheint, um mir zu helfen. Nach und nach sammeln sich Flüchtlinge aus den östlichen Teilen der Provinz in und vor dem Bahnhofsgebäude, zum Teil in abenteuerlichen Zusammenstellungen. Da bin ich zum Beispiel plötzlich umringt von fünf-

zehn Polinnen, die alle dicht vor der Niederkunft stehen. Bei dreien geht es schon los. Sie werden zunächst im Zeitungskiosk untergebracht, dann findet sich schließlich ein leidliches Quartier für sie in den Ausländerbaracken hinter dem Bahnhof.

Es dunkelt schon, als wir mit unseren Rädern nach Juditten zurückfahren. Unterwegs kommen wir an der Nervenklinik vorbei und besuchen deren Leiter, der als höherer Sanitätsoffizier über die militärische Lage einigermaßen im Bilde ist. Nach seinen Informationen rücken die Russen bereits gegen die Deime-Linie vor! Die Deime-Linie! Wie großartig das klingt! Ich frage mich, ob der feindliche Koloß, wenn er dieses schöne kleine Flußtal erreicht hat, überhaupt merken wird, daß es eine Verteidigungslinie sein soll. Im vergangenen Herbst sind die Ostwallarbeiter dort gewesen, haben die Parks am westlichen Ufer abgeholzt, die Hänge senkrecht abgestochen und die Ortschaften ringförmig mit einem Graben umgeben, um sogenannte Igelstellungen zu schaffen. Jetzt ist das Ganze wahrscheinlich von Volkssturm Männern mit Schrotflinten und Beinprothesen besetzt.

22. Januar

Am Vormittag bin ich im Vorort Ponarth. Dort soll im Restaurant »Südpark«, einem großen Glaskasten neben der Brauerei, eine Notunterkunft geschaffen werden für Kranke, die aus der Provinz zu erwarten sind. Zur Zeit werden dreitausend Arbeiter täglich hier beköstigt. Der Wirt, dem ich von der geplanten Veränderung Mitteilung mache, äußert sich sehr zufrieden, da die vielen Esser ihm offenbar große Mühe gemacht haben. Kranke sind noch nicht eingetroffen, nur ein paar Männer, die aus der benachbarten Schule die dort aufgestapelten Notbetten herüberholen sollen.

Da der Nachmittag noch frei ist, benutze ich ihn, um meine Verwandten in Preyl zu besuchen. Der Weg dorthin ist wie ausgestorben; ganz allein mahle ich mit meinem Rad durch den unberührten Schnee. Auch der neue Flugplatz, an dem ich vorbeikomme, scheint kaum mehr benutzt. Rechts und links in den Feldern sind ein paar Laufgräben ausgehoben worden. Meine Verwandten sind noch da; nach längerem Suchen finde ich meine Tante in einem Winkel ihres von Militär besetzten Hauses. Mein Onkel kommt später auf seinem Schimmel Jaromir von einem Ritt zurück. Sie haben noch keine festen Entschlüsse gefaßt, wissen auch nicht, was ihre Tochter beschlossen hat, die

hundert Kilometer entfernt wohnt und mit der sie keine telefonische Verbindung mehr bekommen können.

Abends sitzen wir gemütlich beisammen, ohne Sorge um das, was bevorsteht. Es ist nicht mehr so wichtig, was aus uns wird, nachdem sie einer nach dem anderen gefallen sind, die Söhne dieses Hauses, die Brüder, die Hoffnung des Landes, an dem wir hängen. Ich bleibe die Nacht und träume von schönsten Stunden, die wir in diesem Hause verlebt haben.

23. Januar

Am Morgen finde ich den weiten Platz vor dem Königsberger Hauptbahnhof mit Flüchtlingen übersät. Hochbepackte Leiterwagen sind in dichten Reihen aufgeföhren, und aus den Seitenstraßen kommen immer noch neue dazu, die meisten von Frauen gesteuert. Man wagt nicht daran zu denken, wie das enden soll. Vom Westen kommen die Züge schon zurück, weil der Weg versperrt ist. Es bleibt nur noch die Straße nach Pillau übrig. Aber das scheint die Leute zunächst noch nicht zu beunruhigen. Gemächlich, nur auf den Vordermann achtend, kutschieren sie durch die Straßen und versuchen, sich irgendwo einzureihen. Von dem Haberberger Pfarrer Müller, den ich im Vorbeigehen besuche, werde ich in einen großen Raum geführt, in dem eine Anzahl dieser Flüchtlinge die Nacht verbracht hat. Es sind ein paar Kranke darunter, die ich mir ansehen soll. Auch hier herrschen Ruhe und Ordnung wie bei einer Übung. Ich habe den Eindruck, als sei sich keiner der Anwesenden über die wirkliche Situation im klaren. Eine Frau streckt mir ihr Bein entgegen, an dem sie ein großes Krampfadergeschwür hat. Es ist schon ein paar Jahre alt, aber bisher hat sie nie Zeit gehabt, sich deswegen behandeln zu lassen. Nun soll ich es tun. Ich versuche ihr klarzumachen, daß es wichtiger sei, erst einmal von Königsberg fortzukommen. Sie könne sich dann später anderswo behandeln lassen, wenn sie mehr Ruhe hätte. »Wohin wollen Sie denn?« frage ich. Das weiß sie nicht; nur, daß sie alle ins Reich kommen sollen. Und dann fügt sie noch überraschend hinzu: »Unterm Russ' läßt uns der Führer nicht fallen, da vergast er uns lieber.« Ich sehe verstohlen in die Runde, aber keiner scheint an diesem Ausspruch etwas zu finden. Lieber Gott, denke ich, zu dir müßte mal einer so viel Vertrauen haben!

In Ponarth haben sich Kranke eingefunden, Insassen der Siechenhäuser verschiedener östlich gelegener Städte, dazu ein paar zerzauste Schwestern, die ein fünfzig Kilometer entferntes

Krankenhaus Hals über Kopf haben räumen müssen. Arzt und Oberschwester haben sich schon vorher aus dem Staube gemacht – unter Mitnahme von zwei Zentnern Butter, wie mir die aufgeregten Schwestern versichern. Bei den Schwerkranken ist eine junge Ärztin zurückgeblieben.

Meine neuen Patienten liegen schon in Betten. Die wenigsten von ihnen haben eine Ahnung, warum man sie hierhergebracht hat. Für ihr Essen ist gesorgt; auch ich erhalte eine Festmahlzeit, wie ich sie schon lange nicht mehr genossen habe. In unmittelbarer Nähe des Südparks nehme ich mir ein Zimmer und lasse meinen Rucksack dort.

Nachmittags bin ich in Maraunenhof, um meinen Chef zu verabschieden. Er will versuchen, mit seinem Wagen über Elbing–Marienburg nach dem Westen durchzukommen. Die Russen sollen bisher nur mit einzelnen Panzern bis Elbing vorgestoßen sein. Später bin ich wieder beim Roten Kreuz und versuche, etwas von dem Operationsmaterial herauszuholen, das wir aus Insterburg mitgebracht haben. Es lagert inmitten einer Unmenge ähnlichen Materials, das aus anderen inzwischen geräumten Krankenhäusern stammt. Die Kraftfahrer, die untätig vor den Baracken sitzen, sind offenbar bereits sich selbst überlassen und scheinen geneigt, mir gegenüber eine drohende Haltung einzunehmen. Mit Hilfe meiner Ellbogen gelingt es mir aber, soviel herauszuholen, wie ich auf meinem Fahrrad befördern kann.

Abends treffe ich Doktora verabredungsgemäß in der Nerven-klinik. Dort weiß man, daß die Russen inzwischen über die Deime-Linie hinweg sind und mit Spitzen vor Königsberg stehen. Die Stadt hat von dieser Tatsache noch keine Kenntnis genommen. Nach wie vor fahren die Straßenbahnen, man läßt sich die Haare schneiden und geht ins Kino.

24. Januar

Die Hauptmasse der vom Lande in die Stadt hereingekommenen Flüchtlinge setzt sich langsam in Bewegung. Ein Wagen nach dem anderen fährt aus der Reihe heraus und steuert die Alte Pillauer Landstraße an, auf welcher eine endlose Kette von Fahrzeugen westwärts rollt. Wie man hört, liegen im Pillauer Hafen bereits mehrere überfüllte Schiffe, die wegen der Minengefahr nicht auslaufen können. Auf ihnen befinden sich auch die Kranken aus mehreren evakuierten Königsberger Kliniken.

Ich treffe Doktora bei ihren Eltern in Juditten. Sie hat mehrere

Angebote abgelehnt, die Stadt als ärztliche Begleiterin von Flüchtlingstransporten zu verlassen, und statt dessen die Praxis eines Arztes übernommen, der anderweitig dienstlich beansprucht wird. Wir sind gerade dabei, mit den Eltern zu beraten, ob und auf welche Weise sie fliehen sollen, als uns ein Telefonanruf nach der Kinderklinik holt. Dort wird ein großer Kindertransport erwartet. Wir finden die Klinik leer. Nur ein paar Leute vom Personal sind noch vorhanden. Das Haus ist geheizt. Wir nehmen Besen und Scheuerlappen zur Hand und setzen ein paar Krankenzimmer instand, warten dann aber vergeblich auf die angemeldeten Kinder.

Gegen Mitternacht verbreitet sich das Gerücht, eins der Schiffe sei aus Pillau abgefahren und untergegangen. Im unteren Flur geht der Oberarzt der Klinik geistesabwesend an uns vorüber. Er kommt gerade aus Pillau zurück, wo er seine Frau mit sieben eigenen Kindern aufs Schiff gebracht hat.

25. Januar

Am Vormittag ist noch alles still. Ich halte mich im Ponarther Südpark auf, wo sich inzwischen eine größere Zahl alter und gebrechlicher Menschen angesammelt hat. Sie sind pflegebedürftig, haben aber besondere ärztliche Betreuung nicht unbedingt nötig. Abends kommt Doktora, um mein neues Tätigkeitsfeld in Augenschein zu nehmen. Als sie zu später Nachtstunde aufs Rad steigt, um nach Juditten zurückzufahren, hören wir Flugzeuge kommen. Da es – abgesehen von der Gefährlichkeit des langen Weges – sehr kalt geworden ist und Doktora ihre Handschuhe verloren hat, versuche ich, sie zurückzuhalten. Nach einigem Hin und Her fährt sie schließlich doch ab. Kaum ist sie um die erste Biegung herum, da flammt die ganze Gegend schwefelgelb auf. Hoch über uns hängen Leuchtschirme, wie Ampeln in der Werkstatt eines Riesen. Ich laufe hinter Doktora her und halte sie zurück. Wir stehn und staunen: jenseits einer weiten gelben Schneefläche liegt vor unseren Augen die Stadt Königsberg mit ihren Dächern und Türmen, deutlicher noch als am Tage. Und während wir langsam darauf zugehn, fallen da und dort einzelne Bomben.

26. Januar

Russische Artillerie beginnt in die Stadt hineinzuschießen. Da ich in Ponarth nur wenig in Anspruch genommen werde, begeben sich mich zum Reservelazarett nach Maraunenhof, um mich dort